

Kommentar

## Der Eishockey-Coach Patrick Fischer ist Sieger – trotz Schweizer Niederlage im WM-Final

DANIEL GERMANN

Wieder ist es nichts mit WM-Gold, wieder waren die Schweizer nur erste Gratulanten. Die Schweiz verlor den WM-Final am Sonntagabend gegen die Gastgeber mit einem denkbar knappen Resultat. Der NHL-Star David Pasternak erzielte in der 50. Minute den wegweisenden Treffer in der ausgeglichenen, umstrittenen Partie. Es war der 30. Schuss, der auf das Tor des erneut tadellosen Leonardo Genoni flog. Die definitive Entscheidung fiel erst 19 Sekunden vor Schluss ins verlassene Schweizer Tor.

Wie 2013 in Stockholm und 2018 in Kopenhagen bleibt den Schweizer Eishockeyspielern damit erneut nur Silber. Doch so bitter dieses Verdikt ist, das Schweizer Eishockey präsentierte sich in Tschechien glänzend wie schon lange nicht mehr. Als Patrick Fischer im November 2015 als Nachfolger des ungeliebten und glücklosen Kanadiers Glen Hanlon als Eishockey-Nationalcoach vorgestellt wurde, überraschte er seine Beobachter mit der Aussage, er wolle mit den Schweizern Weltmeister werden. Solch forschende Töne war man in der Schweiz nicht gewohnt. Die Stimmung war geprägt von den Jahren des ewigen Auf und Abs, in denen Bescheidenheit und Zurückhaltung das Auftreten und den Umgangston diktierten.

### Skepsis bei Fischers Benennung

Simon Schenk, in zwei Amtsperioden zwischen 1985 und 1997 während insgesamt sieben Jahren verantwortlich für die Mannschaft, pflegte die Nation vor den anstehenden Aufgaben zu warnen, indem er sagte: «Die si de nid us Chätschgunni.» Es herrschte ein fast schon unterwürfiger Respekt.

Erst unter Ralph Krueger begannen die Schweizer, selbstsicherer aufzutreten. Unter dem Deutschkanadier erreichte das Nationalteam gleich im ersten WM-Turnier 1998 in Zürich und Basel die letzten vier. Doch dieses Resultat war weniger ein Leistungssprung als den ungewöhnlichen Voraussetzungen geschuldet. Ein Sieg gegen Frankreich in letzter Sekunde reichte, um in die entscheidende Turnierphase vorzustossen. Dort bezwangen die Schweizer zuerst Russland und trotzten danach den Slowaken ein unjubeltes Unentschieden ab.

Rang 4 war ein positiver Ausreisser, den selbst Krueger in seinen 13 Jahren an der Spitze des Teams nie bestätigen konnte. Doch jene Phase stiess eine Entwicklung an, von der alle seine Nachfolger profitiert haben. Patrick Fischer war damals ein junger Spieler in Kruegers Team, der unverkrampft zu seinen Ambitionen



Kein taktisches Genie, aber ein hervorragender Kommunikator: der Schweizer Nationalcoach Patrick Fischer (rechts). CERNY / REUTERS

stand. Er hat sich immer an den Besten orientiert. Als leicht belächelter Aussenreiser schaffte es der Zuger bis in die NHL zu den Phoenix Coyotes und überzeugte dort selbst den grossen Wayne Gretzky mit seiner gewinnenden Art.

Fischers Ernennung zum Nationalcoach vor neun Jahren begleiteten grosse Vorbehalte. Dazu beigetragen hatte auch der unglückliche Nominierungsprozess des Verbandes, der zuerst öffentlich um Kevin Schläpfer warb und erst dann auf Fischer umschwenkte, als der EHC Biel dem Wunschkandidaten die Freigabe verweigerte.

Fischer hat sich damit abgefunden, Widerstände brechen zu müssen. Doch nie zuvor waren sie so vehement gewe-

sen wie vor dieser WM in Prag. Nach den Viertelfinal-Enttäuschungen an den letzten WM-Turnieren und einer Serie von 13 Testspiel-Niederlagen in Folge wuchsen die Zweifel an seiner Fähigkeit, dieses Team noch weiter zu bringen. Er selber sagte einst: «Schafft das Team unter mir nicht, den nächsten Schritt zu machen, dann muss es ein anderer versuchen.»

Lange zehrte er von der Silbermedaille am WM-Turnier 2018 in Kopenhagen und nicht zuletzt auch von der Selbstsicherheit, in der er aller Kritik zum Trotz an seinem Kurs festhielt. Er änderte zwar seine Tonalität in den Aussagen, rückte aber nicht von seinem Ziel ab, die Schweiz zum Weltmeistertitel zu führen.

Der Verband reagierte auf die keimenden Zweifel antizyklisch und verlängerte seinen Vertrag im Februar bis nach der Heim-WM 2026 in Zürich und Freiburg. Auch die NZZ äusserte ihre Vorbehalte gegen den Schritt und titelte: «Eine Vertragsverlängerung zur Unzeit». Der «Blick» warf die Frage auf: «Wird Nationalcoach Fischer zur lahmen Ente?»

Fischer liess die Kritik zumindest äusserlich unberührt. In einem Interview mit der NZZ sagte er vor dem WM-Start: «Ich kenne meine Qualitäten und vertraue in diese. In meiner Karriere als Spieler habe ich die meisten der Ziele, die ich angestrebt habe, auch erreicht. Das ist auch als Coach mein Anspruch.» Es ist eine von Fischers grössten Qualitäten, dass er sich,

aber auch das, was über ihn gesagt und geschrieben wird, nicht allzu ernst nimmt.

Nun hat Patrick Fischer an seiner neunten WM und nach zwei Olympiaturnieren die zweite Medaille gewonnen. Wie vor sechs Jahren in Kopenhagen ist es eine silberne. Das ist keine überragende Ausbeute, vor allem auch angesichts der verbesserten Perspektiven. Fischer profitierte davon, dass ihm eine neue, starke Generation mit herausragenden Individualisten wie Nashvilles Roman Josi, New Jerseys Nico Hischier oder Los Angeles' Kevin Fiala zur Verfügung steht. Von solchen Spielern konnten seine zahlreichen Vorgänger nur träumen.

Fischer hat das Eishockey nicht neu erfunden. Er ist kein taktisches Genie, das Dinge erkennt, die anderen verborgen bleibt. Und er hat nicht einmal überragende Verdienste in der Förderung des Nachwuchses. Aber er ist ein hervorragender Kommunikator, der öffentlich gut ankommt. Und wahrscheinlich ist es sein grösstes Verdienst, in und um das Nationalteam ein Denken implementiert zu haben, das es erlaubt, an Grosses zu denken und es auch auszusprechen. Er hat damit im Nationalteam eine Atmosphäre geschaffen, in der die Spieler gerne antreten.

### Stolz auf die Mannschaft

Als Fischer nach dem Penalty-Sieg im Halbfinal gegen Kanada vor die Medien trat, sagte er, wie stolz und dankbar er sei, Coach dieser Mannschaft zu sein. «Und das würde ich auch sagen, wenn wir dieses Spiel verloren hätten.» Die Schweizer verloren es nicht, sehr wohl aber jenes am Sonntagabend um WM-Gold. Es ist eine herbe Enttäuschung nach der Euphorie, die sich in den letzten Tagen in Prag und auch in der Schweiz breitgemacht hat.

Doch eine Silbermedaille ist für das Schweizer Eishockey noch immer ein Erfolg, auch wenn es bereits die dritte in den vergangenen elf Jahren ist und Gold eigentlich überfällig scheint. International sind nicht nur die Tschechen, sondern auch die Kanadier, die Schweden, die Amerikaner und die Finnen immer noch bedeutend breiter aufgestellt als die Schweizer.

Keinen anderen dürfte die Niederlage am Sonntag gegen Tschechien mehr schmerzen als Fischer. Trotzdem hat er bestätigt, dass sein Mantra, auf dem richtigen Weg zu sein, mehr war als eine beschönigende Durchhalteparole. An der WM in Prag hat er sich das Recht verdient, seine Arbeit im Nationalteam bis zur Heim-WM in zwei Jahren fortzusetzen. Egal, wie lange die Niederlagenserie im kommenden Winter ohne NHL-Spieler auch werden wird.

### IM SCHAUFENSTER

## Die Dominanz des Giro-Siegers Pogacar ist erdrückend

Tom Mustroph · Mit einer Verbeugung überquerte Tadej Pogacar am Samstag den Zielstrich der 20. Giro-Etappe. Wieder einmal hatte der Slowene als Erster die weisse Linie passiert – zum vierten Mal als Solist, zum insgesamt sechsten Mal an dieser Italiener-Rundfahrt. Damit wurde die abschliessende Etappe vom Sonntag für ihn zur Triumphfahrt nach Rom.

Pogacars Überlegenheit am 107. Giro d'Italia war erdrückend. Deshalb musste darüber spekuliert werden, vor wem der gegenwärtige Dominator des Radsports sein Haupt beugte. Geschah es aus Respekt vor sich selbst, vor der eigenen Leistung? Oder wollte er den Teamkollegen danken, die ihn auf der vorletzten Etappe perfekt lanciert und damit gezeigt hatten, dass sie als Equipe gar nicht so schlecht sind?

Die Helfer hatten Pogacar im Laufe dieses Giro selbst dann zu Siegen animiert, wenn ihr Chef das gar nicht geplant hatte: Auf der 8. Etappe nach Prati di Tivo wollte Pogacar seinen Teamkollegen etwas Ruhe gönnen. Doch diese fühlten sich beim gepflegten Abstandhalten hinter der Ausreissergruppe so gut, dass sie Pogacar vorschlugen: «Wir holen die Gruppe zurück, du greifst an und erkämpfst dir den Sieg.»

So erzählte der UAE-Teammanager Mauro Gianetti später die Geschichte jenes Triumphs. «Ich weiss nicht, ob es viel Überzeugungsarbeit brauchte, denn Tadej muss nicht lange überlegen, wenn es um die Chance auf einen Sieg geht», meinte der frühere Schweizer Radprofi. Es wurde dann Pogacars einziger Sieg auf einer Etappe mit

Massenstart, den Pogacar nicht als Solist, sondern im Sprint einer Favoritengruppe errang.

Das war das auffälligste Merkmal seiner Überlegenheit: Pogacar liess sich heuer nicht im Bergzug noch die letzte Kuppe hinauffahren, um dann im Duell der Captains ein paar Sekunden herauszuholen. Lieber trat der 25-Jährige allein an – mal geschah das 34. mal 14, dann 4 Kilometer vor dem Ziel. Und immer stellte er gleichsam spielend einen grösseren Abstand her. «Ich hätte auch gerne mal eine Etappe gewonnen. Aber es gab eben Pogacar», sagte Daniel Felipe Martínez. Der Kolumbianer wurde Gesamtzweiter. Er klassierte sich als Zweiter hinter Pogacar bei dessen Etappensiegen in Oropa und Prati di Tivo.

Dass der Slowene selbst so oft die Soloflucht antrat, ist ungewöhnlich für einen Klassementfahrer. Sie bevorzugten es üblicherweise, im Windschatten so lange wie möglich Kräfte zu sparen. Pogacar hingegen schien Kräfte zu sparen, wenn er allein unterwegs war. So musste er zumindest keine Risiken in der Abfahrt eingehen und bannte die Gefahr, durch Fahrfehler anderer zu stürzen.

Pogacars neue Herangehensweise war das Resultat von Umstellungen im Training. In der Vorbereitung auf das Double aus Giro-Sieg und Tour-de-France-Triumph arbeitete der Slowene vor allem an seiner Widerstandskraft bei langen Anstiegen. Darunter litt seine Explosivität, wie der letzte Platz im Dreiersprint der 1. Etappe belegte. Womöglich traute er seinem Bergzug auch nicht genug Kraft für

die letzten Abschnitte zu und riss deshalb oft bereits früher aus. Der Erfolg gibt ihm recht.

Die Verbeugung bei seinem sechsten Etappensieg galt vielleicht auch dem Giro d'Italia an sich und dessen reicher Geschichte an Rekorden. Pogacar wird ebenfalls in die Annalen eingehen, für neue Bestwerte reichte es aber nicht.

Der Italiener Gianni Bugno verbrachte 1990 etwa den kompletten Giro vom ersten bis zum letzten Tag in der Maglia rosa – Pogacar einen Tag weniger. Seine fast zehn Minuten Vorsprung vor dem Gesamtzweiten nehmen sich mickrig aus im Vergleich zu den fast zwei Stunden, die der Italiener Alfonso Calzolari 1914 seinen Rivalen abnahm. Nicht einmal bezüglich der Zahl gewonnener Etappen bei einem Giro setzte Pogacar neue Massstäbe. Hier liegt weiter der Italiener Alfredo Binda mit zwölf Siegen im Jahr 1927 vorne. Bindas schlechteste Platzierung war damals ein sechster Rang.

Das Beispiel Binda sollte den Slowenen zum Nachdenken bringen. Bindas Dominanz war so gross, dass ihn die Giro-Organisatoren 1930 von einem Startverzicht überzeugten. Die frustrierten Rivalen hatten mit Boykott gedroht, den Fans wurde es nach vier Gesamtsiegen in den vorhergehenden fünf Jahren und 33 Etappensiegen Bindas zu langweilig. Der Athlet wurde, wie Chronisten bemerkten, mit einer Geldsumme, die zum Kauf einer Villa reichte, abgefunden. Dieses Schicksal dürfte Pogacar nicht ereilen – trotz seiner erdrückenden Dominanz.